

Frage geht ja über die nach dem ersten Ursprung des Lebens auf Erden hinaus, interessiert aber kaum weniger als jene andere.

Linz a. d. D.

Prof. Josef Knopp

Das Ende einer Kultur. Von Marcel de Corte. Deutsch von Walter Warnach. (360.) München 1957, Kösel-Verlag. Kart. DM 14.80.

Bücher voll entmutigender Diagnosen unserer bis in die Tiefen verworrenen Zeit gibt es nachgerade schon genug. Auch der Verfasser — übrigens ein Freund des großen Pariser Philosophen Gabriel Marcel — stellt eine harte Diagnose, aber er entmutigt nicht. Denn er begnügt sich nicht damit, wie die meisten anderen, der hunderte Seiten langen Diagnose kaum ein Dutzend Seiten Therapie anzuhängen. Seine Ausführungen sind vielmehr Diagnose und Therapie in einem. Wer dagegen noch mißtrauisch ist, der lese das Schlußkapitel zuerst, das am beispielhaften Fall der Heiligen von Lisieux noch einmal alle Not und alle Heilungsmöglichkeiten für den Menschen unserer Zeit überzeugend zusammenfaßt. Der Verfasser hat zweifellos recht, wenn er (S. 327) schreibt: „Gott hat sich eines dem Scheine nach gebrechlichen Wesens bedient, das in allen seinen äußeren Aspekten den armseligen, in ihrer Lebenskraft geminderten Wesen gleicht, zu denen wir geworden sind, um uns zu dieser Umkehr, zu dieser ‚Pilgerfahrt zu den Quellen‘, den natürlichen und übernatürlichen Quellen unserer Auferstehung, zu ermutigen.“ Dem Buche, dessen Übersetzung ins Deutsche dem wertvollen Gehalte ebenbürtig ist, seien viele Leser gewünscht.

Linz a. d. D.

Prof. Josef Knopp

Vom Wesen des Kunstwerkes nach Martin Heidegger. Eine Untersuchung über die Möglichkeit und Notwendigkeit der Kunst. Von Winfried Gruber. (90.) Graz 1956, Akademische Druckerei- und Verlagsanstalt. Kart.

Eine äußerst schwierige Studie, die einen Leser, der für Heideggers mystifizierendes Seinsdenken in orakelhafter Sprache weniger übrig hat, vielleicht schon nach den ersten Seiten kapitulieren läßt. Wer aber dem derzeit eigenwilligsten und dunkelsten Denker des deutschen Sprachgebietes einmal ernsthaft begegnen will, darf sich Winfried Gruber als verlässlichem Führer anvertrauen. Denn der Verfasser ist in Heideggers vielverschlungenen Gedankengängen wirklich zuhause und bringt das fast Unmögliche fertig, auf engstem Raume, in kluger Auswahl, fast durchwegs Heidegger selber sprechen lassend, einen einigermaßen verständlichen Abriß von Heideggers Auffassung zum gestellten Problem zu geben. Nach der treffenden Zwischenbemerkung (vgl. S. 74), daß Heidegger formal, d. h. von der Logik her sich nicht widerlegen läßt, weil er von ganz anderen Denkansätzen ausgeht als die traditionelle Philosophie, und außerdem „das im Sagen Ungesagte“ für das Wesentlichste hält, schließt der Verfasser einen Vergleich mit den Auffassungen des hl. Thomas an. Auch dieser Abschnitt ist sehr knapp gefaßt und zwar in einer Sprache, die selber ganz „heideggerisch“ anmutet. Dennoch werden dabei die Grenzen des Denkens Heideggers spürbar, und es beginnt die von Heidegger arg verkannte Tiefe des thomistischen Denkens, besonders des Analogiedenkens, still zu leuchten. Es wird aber auch spürbar, daß in solchen Fragen auch die scholastische Philosophie (wie auch die Enzyklika „Humani generis“ vom Jahre 1950, p. 30, zugesteht) „wohl mit Vorsicht, aber doch durch gesunde Elemente fortschreitender menschlicher Geistesarbeit bereichert werden kann.“

Linz a. d. D.

Prof. Josef Knopp

Bibelwissenschaft

Was ist die Bibel? Von Daniel-Rops. Aus dem Französischen von Adolf Heine-Geldern. (194.) Wien — München 1957, Verlag Herold. Leinen S 54.—.

Das kleine Werk des vielgelesenen Autors ist für den bibelinteressierten Laien zügig und volkstümlich geschrieben und behandelt in zwölf Kapiteln eine Anzahl Fragen aus der Einleitungswissenschaft in das Alte und das Neue Testament. Manche werden nach dieser Lektüre zum Text der Hl. Schrift und nach einer ausführlichen Erklärung greifen. Und damit hat das Büchlein seine Aufgabe erfüllt, denn es will bloß Wegbereiter sein und das Interesse anzuregen. Daher müssen wir ihm auch manche Oberflächlichkeit und unscharfe Formulierung, manche unbegründete Superlative und vage Zahlenangaben und die etwas flüchtige Übersetzung verzeihen. Im allgemeinen

trägt der Verfasser die Ansichten französischer und italienischer Exegeten vor (u. a. Lagrange, Ricciotti).

Stift St. Florian

Dr. Johannes Zauner

Die Heilige Schrift des Alten und des Neuen Bundes. Übersetzt von Paul Rießler und Rupert Storr. VIII. Auflage. (XXIV u. 1660.) Mit Bildtafeln und Karten. Mainz, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 24.50.

Als die Rießlerbibel 1924 zum erstenmal erschien, war das Urteil der Fachkritik ein einziger Lobeshymnus, und wir Neupriester haben uns in jenen Jahren den „Rießler“ als Primizgeschenk gewünscht und ihn eifrig gelesen. Seitdem ist durch Storr das Werk zu einer Vollbibel geworden und steht nun in seiner äußeren Erscheinung und in seiner sprachlichen Darstellung als Meisterwerk vor uns, so daß man dem Urteil in den „Stimmen der Zeit“ wohl zustimmen kann: „Die Palme aber gebührt in sprachlicher Hinsicht unstreitig der Rießler-Storr-Bibel.“ Ob die Übersetzung von hajjaschär = der „Richtige“ (z. B. S. 335) anstatt des gebräuchlichen der „Gerechte“ vorzuziehen ist, möchte ich bezweifeln. Jedenfalls bedarf jene wiederum einer Exegese. Ebenso ist S. 2 „Vielfalt“ (zēbaām) unnötig frei übersetzt. Man kann ruhig bei der bisherigen wörtlichen Wiedergabe „all ihr Heer“ bleiben.

Linz a. d. D.

Max Hollnsteiner

Das Alte Testament heute. Von Othmar Schilling. (68.) 4 Abbildungen. Mainz 1957, Matthias-Grünewald-Verlag. Kart. DM 3.20.

Das schmale Bändchen soll ein Gegenstück sein zur Arbeit von Johannes Bröhl: „Wir haben das echte Neue Testament“. Obwohl das Anliegen der beiden Bändchen dasselbe ist, bleibt doch die Problematik der alttestamentlichen Bibel andersartig und verlangt eine gesonderte Behandlung. Mit einem bewundernswerten Geschick geht Schilling kurz und doch wesentlich ein auf Fragen der Inspiration, auf die Grenzfragen, die sich auf dem Gebiet der Natur- und Geschichtswissenschaft ergeben, immer wieder befriedigende Lösungen bietend.

Um zur rechten Haltung dem A. T. gegenüber zu gelangen, sagt Schilling, müsse man sich losringen von dem so häufigen Antiaffekt, das A. T. sei eben „alt“, überlebt, rückständig, fremdartig. Man müsse bedenken, daß Christus und die Apostel aus dem A. T. heraus gelebt haben und daß 2 Tim 3, 15 ff. niedergeschrieben wurde, als es noch kein „Neues Testament“ gegeben hat. Die Unvollkommenheit der alten Bibel ist in einer Vollkommenheit Gottes begründet, so paradox das auch klingen mag, nämlich „in einer Vollkommenheit, die wir als Voraussetzung jeder Erziehungskunst fordern müssen: Anpassung an den Anfänger“ (S. 10), der erst „auf Christus hin“ (Gal 3, 24) erzogen werden soll. Das A. T. ist nach Schilling „das in menschliche Worte eingefangene Wort Gottes und ein Zeugnis der Offenbarung an das Volk des Alten Bundes“ (S. 13). Es nimmt gewissermaßen teil an der Doppelnatur des Gottmenschen: „Göttlicher Glanz und menschliches Ärgernis sind mit ihm in gleicher Weise gegeben“ (ebd.).

Zur Entstehungsfrage des A. T. weist der Autor darauf hin, daß am Anfang nicht das Geschriebene, sondern das Gesprochene stehe: Anruf Gottes an seine Erwählten, Preislieder, Erzählungen, Berichte, Führungswoorte des Moses an das Volk, Gesetze, Gerichtsrufe der Propheten, Sprüche der Weisheitslehrer u. ä. Überall ist bei diesen Ursprungselementen nach ihrem „Sitz im Leben“ zu forschen. Über Ursprache, Schriftbild, Schreibmaterial, über proto- und deuterokanonische und nichtkanonische Schriften wird alles gesagt, was bei der gedrängten Knappheit des Büchleins eben gesagt werden kann. Besonders angenehm berührt das Werturteil über die Apokryphenliteratur, von der Schilling schreibt: „Man hat die Apokryphen nicht mit Unrecht den ‚Nachhall der Propheten‘ und den ‚Vorklang zum Evangelium‘ genannt“ (S. 21). Auch ein Abriß der Textgeschichte und der Textkritik mit einer Angabe der wichtigsten Handschriften (bis zu den Qumramtexten einschließlich) und eine Übersicht über die alten Übersetzungen ist hier zu finden. Interessant und lehrreich für viele ist gewiß das Kapitel „Die Brücke zur Urfassung“, worin Schilling die steinernen Pfeiler der Textüberlieferung bis in das 2. Jahrhundert vor Christus aufzeigt. Bei all dieser mehr materiellen Bibelbetrachtung, bei all der sprachlichen und kulturellen Verwandtschaft der Bibel mit dem geistigen Raum des Vorderen Orients weist Schilling nachdrücklich darauf hin, daß das Wesen der Bibel geborgen ist unter dem feinen Schleier des göttlichen Mysteriums (S. 37), daß Weltanschauung und Weltbild lange nicht dasselbe